Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Buchbesprechung: Neue Schweizer Prosaliteratur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zeichner in einer Pariser Fabrik bemalter Stoffe und Papiere tätig finden! Seiner dekorativen Art mußte auch die Mitarbeitschaft am Théâtre de Jorat in Mezières und am Genfer Festspiel (1914), für das er Szene und Dekorationen schuf, besonders liegen. Allmählich hat sich seine Kunst von den Harmonien der Nüancen zu denen der Töne entwickelt. Die weiten Horizonte, die Pappelalleen, Felder, Parkausschnitte mit ihrem flutenden Licht, ihren breiten Sonnenreflexen und atmosphärischen Stimmungen sind zurückgetreten vor der Welt der reichen schillernden Farben und des Duftes. Ein sensibles Auge hat diese in sich aufgenommen; für das Aug in erster Linie ist denn auch ihre künstlerische Ausbeute geschaffen.

Dr. Stefan Markus, Zürich.

Neue Schweizer Prosaliteratur I.

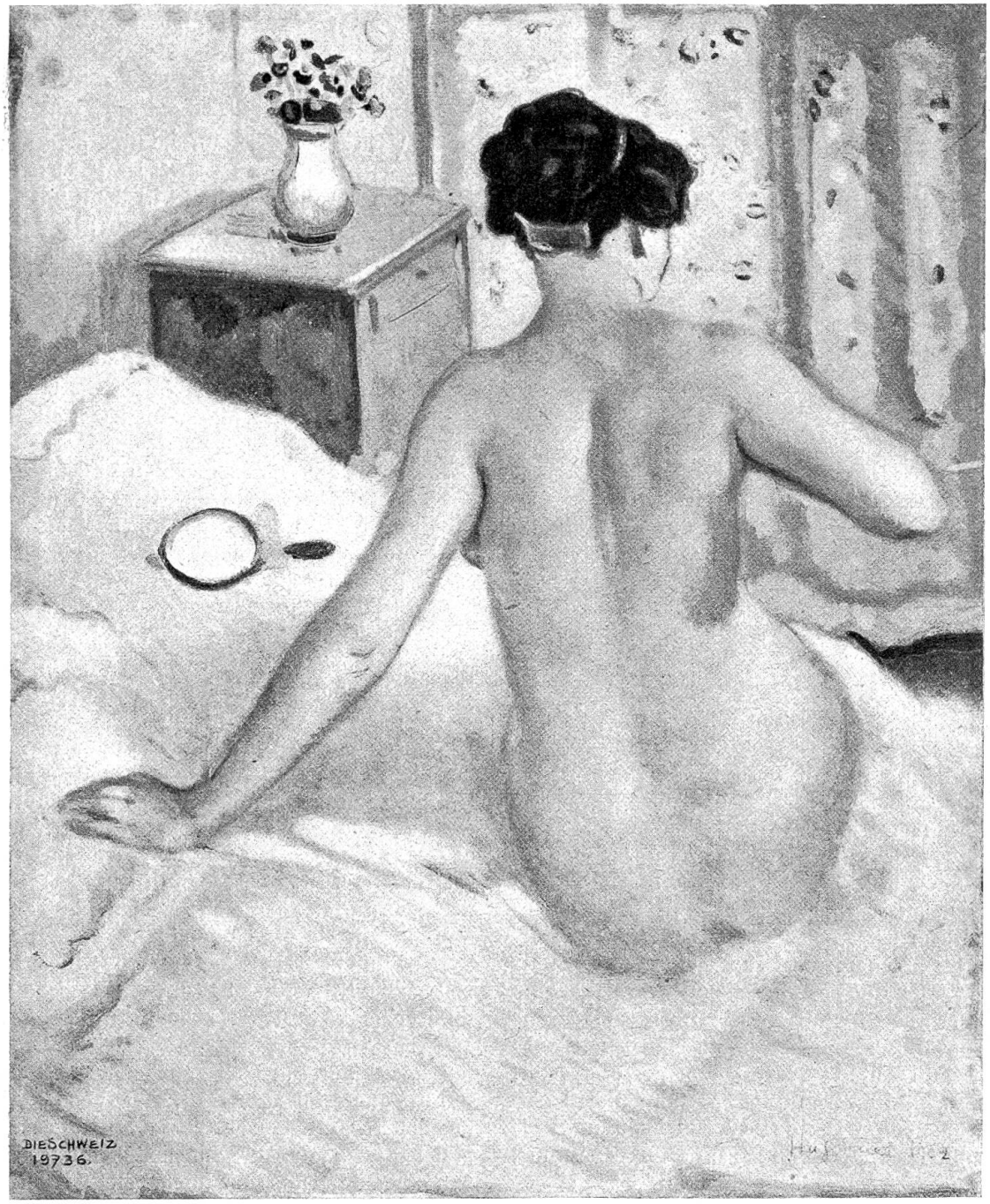
Von den billigen Ausgaben schweizerischer Erzähler sind noch zwei Serien, diejenigen von Huber & Co. in Frauenfeld und von Orell Füßli in Zürich, rechtzeitig eingelaufen, daß sie auf Weihnachten besprochen werden konnten. Nun liegt auch die dritte vor, die ich in der Jahres-

Aloys Hugonnet, Morges. Am Morgen (Tempera, 1910).

übersicht bloß angezeigt habe: die Novellenbibliothek der „Schriften für Schweizer Art und Kunst"*). Und auch sie verdient dankbarste Anerkennung; auch sie wird ein Erkleckliches zur Verbreitung der Kenntnis unseres schweizerischen Schrifttums beitragen, und die sieben Dichter, die darin zu Worte kommen, dürften des Beifalls gewiß sein. Da erzählt uns Jakob Boßhart in seiner auch technisch ausgezeichnet gebauten Novelle „Das Erbteil" von einem schlichten Bauernburschen, der als der Sohn eines hingerichteten Verbrechers einen Makel auf seinem Namen trägt und nach schweren innern Kämpfen und Entgleisungen den rechten Weg findet, den Spruch: „Befleißige dich, einen guten Namen zu bekommen", den ihm der junge Pfarrer bei der Konfirmation ins Leben mitgab, zu erfüllen. Mit zwingender Folgerichtigkeit und seelischer Vertiefung gestaltet dieser bewährte Erzähler die Vorgänge in der Seele des Blasi Reimann, und rund und plastisch sind alle Gestalten herausgearbeitet, die in dieser vorzüglichen Novelle auftreten. Vor allem interessiert uns der Kampf zwischen den Charakterelementen, die der Sohn von des Vaters und der Mutter Wesensart als inneres Erbteil überkommen hat, und der sieghafte Austrag dieses Kampfes zugunsten des mütterlichen Wesens, der das äußere Erbe, den befleckten Namen, wieder reinfegen wird. Gewisse verwandtschaftliche Züge mit dieser trefflichen Arbeit weist Maria Wasers ergreifende Erzählung „Das Jätvreni" auf**). Im Bernbiet spielt sie; auch hier steht neben der Titelfigur ein junger Mann im Mittelpunkt des Interesses. Er ist der Enkel des Vreni, der Sohn des Sonnmattbauern, der — von dem Vater gezwungen — seine Geliebte schändlich im Stich gelassen hat, und diese ist bei seiner Geburt gestorben. Nun hat ihn die Großmutter aufgezogen; er ist ein wackerer Bursch geworden, der Hans Barthlome. Aber nun tritt der Sonnmattbauer wieder in sein Leben: er, der in seiner Ehe kinderlos ist, will das begangene Unrecht gut machen; die Alte jedoch, unfähig, das furchtbare Leid zu vergessen und zu vergeben, das er über sie und ihr Kind gebracht, stellt sich ihm in den Weg. In ihrem Haß gegen den Verführer sieht sie, zitternd vor Angst, ihren Enkel zu verlieren, daß dieser ihre Härte je länger desto weniger begreift, und sein plötzlicher Tod beim Holzfällen im Augenblick, da er im Begriff steht, heimlich mit seinem Vater einig zu werden, erscheint ihr als ein göttliches Wunder, nicht als ein Unglück; denn so allein konnte sie ihn behalten. Auch diese Erzählung zeichnet sich durch scharfgesehene Darstellung der Persönlichkeiten aus; besonders das Jätvreni ist bis ins einzelne lebendig geraten, eine Gestalt von fast alttestamentlicher Prägung. — Mit virtuoser Meisterschaft in der Handhabung der Berner Mundart vorgetragen ist die Geschichte „D' Glogge vo Rüechterswyl" von Rudolf von Tavel, in der Problemstellung nicht sehr bedeutsam, aber mit gesundem Humor erzählt und nicht ohne volkserzieherischen Wert. Eine weitere Novelle hat Konrad Falke unter dem Titel „Der Marienmaler" beigesteuert. Besonders die edle, sorgfältig gefeilte Sprache, die wohllautend dahinfließt, wirkt in dieser im sechzehnten Jahrhundert spielenden Künstlergeschichte außerordentlich angenehm. Dieser Marienmaler, in dem die Welt- und Himmelsgewalten einen Kampf ausfechten, dessen Ausgang in seinem Meisterwerk zum künstlerischen Symbol wird, hat soviel geliebt, daß die Lust der Sinne für ihn zur leeren Gewohnheit geworden; er hat Schätze gesammelt, diese werden ihm, durch ein wundersames Erlebnis, zum Ekel, und der Geldwechsler, der seinen Reichtum verwaltet, wird zum Teufel auf dem letzten Bild, nach dessen Vollendung der Meister zusammenbricht, um sich dann mit dem Pilgerstab „in die Heimat" aufzumachen, begleitet von den Knaben der Frau, die er einst geliebt und mit der er zuletzt noch in der Erinnerung verflossenen Glücks eine wunderselige Feiertagsstunde des Lebens verbracht hatte. Mag auch an dieser legendenhaften Erzählung der scharfe Verstand mehr Anteil haben als die schöpferische Phantasie, so folgen wir dem Künstler doch nicht unwillig auf seiner Fahrt nach dem Glück, das er nicht mehr in der Lust, sondern in einem Menschen sucht und darin, ein Leben zu führen wie andere. — Heinrich Federers stolz bescheidenes Geschichtlein „Unser Herrgott und der Schweizer" bedarf so wenig einer neuerlichen Empfehlung wie die altbekannte Landvogtnovelle von Gottfried Keller; dagegen sei hier auf die „Prosastücke" von Robert Walser hingewiesen, der geistreich, nicht ohne Humor menschliche Schwächen und Narrheiten geißelt oder nachdenklich von Dingen erzählt, die wir alle sehen und wissen, die uns aber in seiner oft etwas barocken Darstellung neu und eigenartig erscheinen: hübsche kleine Feuilletonschnitzel eines Dichters, der eine besondere Art zu sehen hat. Der Welsch-

*) Zürich und Leipzig, Rascher & Cie. 8 Hefte. Mit Ausnahme des Kellerschen „Landvogt von Greifensee" sind sie auch in einem Bande zu haben, der den Titel trägt: „Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch" und sich in der gebundenen Ausgabe auch „Raschers Jahrbuch IV" nennt. Der frühere Herausgeber dieses Jahrbuches, Konrad Falke, hat für das neue Buch ein Geleitwort verfaßt. Es sei hier zugleich auf jene 1911 eingegangene Publikation noch einmal nachdrücklich hingewiesen.

**) Das dekorativ ungemein wirksame, künstlerisch wertvolle Titelblatt (das einzig farbige der Sammlung) hat der Solothurner Künstler Oskar Tröndle geschaffen. Die Erzählung ist in erster Fassung erschienen in der „Schweiz" XIV 1910, 511 ff., 533 ff., 557 ff.



Aloys Hugonnet, Morges. Aktſtudie (1912).

ſchweizer Charles Gos erzählt vom ſchweizeriſchen Soldatenleben während des Weltkriegs. Walter Sandoz hat ſeine „Ausgewählten Skizzen von der Grenzwacht" ins Deutſche überſetzt. Die Uebertragung lieſt ſich gut; ob ſie dem Original völlig gerecht wird, kann ich nicht beurteilen, da mir dieſes nicht vorliegt. Immerhin muß geſagt werden, daß der Charakter der Ueberſetzung nicht überall völlig verwiſcht iſt. Die Darſtellung iſt durch und durch perſönlich, der Geiſt gut ſchweizeriſch und das Verdienſt, durch die Aufnahme einer ſolchen Darſtellung aus welſcher Feder zum gegenſeitigen Verſtändnis ein Weſentliches beigetragen zu haben, darf rühmend hervorgehoben werden. Mit klarem, ſcharfem Blick hat Gos prächtige Momentaufnahmen von der Grenze entworfen, dichteriſch geſchaut und geſtaltet, und Skizzen wie „Dors, mon petit gars..." ſind gerade in ihrer Schlichtheit ergreifend. Herzerquickend iſt der gemeineidgenöſſiſche Geiſt, der dieſe packenden Bilder aus dem weſtſchweizeriſchen Militärleben erfüllt; denn der Erzähler glaubt an den „geheimnisvollen Born, aus dem das tiefe geiſtige Bündnis der drei Raſſen quillt, welche die Schweiz gewollt haben". — „In Völker

Aloys Hugonnet, Morges. Die Dienerin (Fragment, 1908).

zerrissen" betitelt Charlot Straßer seine eigenartige Studie über das Thema „Gaston mort pour la patrie. Prépares maman!" Diese Worte sind an den Bruder Gastons gerichtet, der Refraktär ist. In Oesterreich aufgewachsen, mit der Mutter in die Schweiz geflohen, selbst von der Mutter Sinnesart beeinflußt, philosophiert er über den Krieg, über seine Stellung zum Krieg, zum Vaterland, zum Leben und zu Mutter und Bruder — während er das furchtbare Geheimnis von dessen Tode der Mutter nicht zu verraten wagt. Ist er feige, oder „krank an Weltweh", am unfaßlichen Tatbestand, daß es Krieg gibt? Und während er die Nacht durch schreibt an seinem Selbstbekenntnis, schlummert ahnungslos die Mutter, der er das Furchtbare sagen soll und schon seit zwei Tagen sagen wollte... Ein erschütterndes Fragment ist's aus dem Leben eines Menschen, der nicht im Krieg ist und keinen der Feinde als Feind empfinden kann, der den Glauben, die Fiktion nicht mitzufühlen imstande ist, die jetzt allen Kämpfenden die Kraft geben, die ihm, dem Glaubenslosen, fehlt. In gehobener Sprache trägt der Dichter dieses philosophische Bekenntnis vor, das ein Problem stellt, ohne es zu lösen, uns seltsam ergreift und mit der Frage schließt: „Wie soll ich's nur sagen? Herrgott, du, an den ich nie glaubte, der du bist und nicht bist, Herrgott, hilf mir doch, hilf!" — Alle diese Hefte sind, hübsch gedruckt und steif kartoniert, zu 80 Rp. zu haben und verdienen einen weiten Leserkreis; denn auch sie vermitteln Schweizer Art und Dichtung und stellen sich würdig den zwei andern Sammlungen an die Seite.

Die Lötschentaler haben in Hedwig Anneler ihre Chronistin gefunden. „Quatember in Lötschen" *) nennt sich die Dichtung, die in neun Bildern die Sagen und die Geschichte des Volkes erzählt. Die rhythmische Prosa klingt fast altgermanisch wuchtig an unser Ohr, und mit sichern Strichen entwirft die Dichterin und Forscherin ihre Bilder, die der Größe nicht entbehren. In den Mund der Holzmiätarra legt sie die Erzählung, einer sagenhaften Gestalt, die am Freitag in der Quatemberwoche mit zwei andern, dem Bobinär und dem Birchgeist zusammentrifft. Sie ist die älteste von den dreien, und vom zehnten Jahrhundert bis zur Befreiung der Lötschentaler anno 1815 entrollt sie vor den beiden Bild um Bild. Die Zeiten, da die Freiherren von Turm Lötscher in die Fremde verkauften, der Einzug der Oberwalliser, der Kampf mit den Oberländern, der Trinkelstierkrieg, die Pestzeiten und der Glaubenskampf werden da erzählt, und alles hat jenen eigenartig markigen Klang alter Rhythmen, wie sie uns etwa aus der Edda entgegenklingen, ist groß geschaut, al fresco hingeworfen und wirkt wie eine alte verschollene Sage. Das Büchlein ist das Zeugnis einer starken poetischen Begabung und einer Sprachkraft, die nicht alltäglich ist.

Und nun noch ein liebes Buch für Kinder und „solche, die Kinder lieb haben", würde Johanna Spyri gesagt haben: Alfred Huggenbergers „Aus meinem Sommergarten"**). Leider kam es zu spät, um noch auf Weihnachten ausführlich angezeigt zu werden. Aber das läßt sich nachholen. Aus des Dichters Stubenfenster sieht man den Weg mit den Sonnenblumen und Malven zur Rechten und zur Linken, den Otto Marquard als Schmuck für den Einband gezeichnet hat. Das Holzpförtchen führt in den bunten Bauerngarten von Gerlikon. Und die Bilder in dem Buche zeigen uns manche trauliche Gegend aus der Umgebung des kleinen Dörfchens und illustrieren die Erzählungen, Fabeln, Gedichte und Verse, die der Dichter hier bietet, ganz vortrefflich. Außer dem genannten Künstler haben Karl Itschner, Ernst Kreidolf, Rudolf Münger und Lore Rippmann zu der Ausschmückung dieses Buches mitgewirkt. Die hübsche Sammlung beginnt mit einer famosen Fabel von den „Abenteuern des kleinen Stachelborst", eines verlorenen Sohnes aus der Familie

*) Bern, Akad. Buchh. von Max Drechsel, 1916.
**) Frauenfeld u. Leipzig, Huber & Co., 1917.

der Igel, die allerliebst erzählt und illustriert ist und von der Liebe des Dichters zur Tierwelt beredtes Zeugnis ablegt, wie auch die ganz reizende Geschichte vom alten, geplagten Karrengaul, der von den Zeiten träumt, da er die „Maikönigin" trug und die schöne Erzählung vom „Weg ins Leben", den die jungen Füchslein antreten. Nicht nur Kinder werden an diesen feinen, besinnlichen Fabeln herzliche Freude haben. Aber auch der uns längst bekannte Huggenberger kommt zum Wort: der Schilderer und Darsteller des Bauernlebens und -wesens. Da nehmen wir Teil an einem „Marktgang", den der Dichter als Knabe einst an der Seite seines Vaters zurückgelegt hat, und werden bekannt mit allerhand lebendig geschauten Typen aus dem Stand der Landwirte und Händler, und als allerbeste dieser lebenswarmen Geschichten sei besonders die vom kreuzweisen Christbaumdiebstahl hervorgehoben, die den Titel trägt: „Der Maispacher holt einen Christbaum". Wer da nicht herzhaft lacht, wenn er liest, wie die zwei Nachbarn mit ihren „gewilderten" Christbäumen einträchtig heimwärts wandern, von guter Nachbarschaft reden und wissen, daß ein jeder sein Bäumchen im Wald des andern geholt, der hat keinen Sinn für echten, gesunden Humor! Wahrhaftig, so ist's, so wird's getrieben — und nicht nur das: so, genau so, wie's bei dem Maispacher dargestellt wird, so taucht der schwarze Gedanke allmählich auf, wird zum innern Zwang, bis es gar nicht mehr anders geht! Zum Schlusse aber erzählt der Dichter noch ein reizendes Märchen. Wie der Riese Buloth und der Zwerg Rosenhold die Rose Friedeblüth suchen und nach vielen Fährnissen und Wirrnissen schließlich finden, das ist der Inhalt dieser kleinen Dichtung. Die Friedenssehnsucht unserer Zeit hat dem Märchen Pate gestanden, das in seiner Art trefflich erzählt ist, tiefsinnig und beziehungsreich, und selbst den noch zu erquicken vermag, der über die trübselig-traurige Zeit zum Misanthropen geworden ist. Zwischen den Prosastücken finden sich auch eine Reihe von echt lyrisch empfundenen Gedichten, bereits aus Huggenbergers Sammlungen bekannte und neue in bunter Abwechslung. Eins besonders ist von geradezu prachtvollem Empfindungsgehalt: „Der Föhn"; es erinnert an ein Volkslied und ist ein Stimmungsbild von unnachahmlichem Zauber. Kurz, Huggenbergers „Strauß für die Jungen und die jung geblieben sind" sollte nicht übersehen werden, wo man nach guter Jugendlektüre sucht; es sind gesunde, prächtige Blumen, zartere und derbere, die alle einen heimatlich-würzigen Duft ausströmen, erfüllt sind von echter Poesie, und die Kinder und die Erwachsenen werden sich gern daran erfreuen und erquicken.

Aloys Hugonnet, Morges.
Bildnis (Zeichnung, 1915).

Hans Müller-Bertelmann.

Meine Büste.

Nachdruck verboten.

Skizze von Felix Beran, Zürich*).

Ein hoher heller Raum. Alles Licht kommt von oben. Ein großspuriger Eisenofen jagt die Märzluft aus unserer gemütlichen Ecke. Und ein breiter Diwan, das Kopfende mit Kissen überstopft, ist der Sitz. Auf dem runden Tisch eine graue Leinwanddecke, darauf liegen Tannenzweige in lebender Natürlichkeit hingestickt.

Ein Holzklotz steht auf einem Schraubbock. Trotzig und schwarz und splintfaserig. Das soll Mahagoni sein. Ein paar frische Hiebe, und das schöne helle Holz zeigt die Wuchsadern frei. Ganz hell, fast weiß ist es. Und ich meinte immer, Mahagoniholz wäre rotfarben.

Ein Springbrunnen von Splittern und Spänen und Schnipfeln und Schnitzeln steigt auf und fällt kreisrings zu Boden. Hin und wieder raketengleich ein einzelner Hochflieger. Die Hiebe fallen reich, dicht,

*) Aus der Sammlung „Vom lieben Ich", vgl. „Die Schweiz" XIX 1915, 635 f. („Mein Christus"); XX 1916, 603 ff. („In Gefahr"). 686 f. („Spazierengehen").